

1. GALANTHUS NIVALIS

Ich muss mit den Schneeglöckchen anfangen. Schneeglöckchen, die am Ende des Winters ihre Kelche in die graue Luft hängen, sind ein echter Anfang. Inbegriffe des Anfangens.

Sie wachsen in dem aufgelassenen Schrebergarten, wo Schnittabfälle des letzten Jahres unter welken Blättern eines mageren Apfelbäumchens ruhen. Ein Dutzend Blüteninseln schieben sich unter dem Laub hervor. Anscheinend hat die Blumen der ausnehmend harte Winter über ihren Köpfen überhaupt nicht gestört. Mit der Ausdauer, zu der nur die Wahrheit fähig ist, haben sie sich im Dunkeln und Gefrorenen so entwickelt, wie es ihnen bestimmt ist.

Ich bin durch das Dickicht des aufgelassenen Grundstücks gewandert, in Gedanken, ohne etwas Bestimmtes finden zu wollen. In den knackenden Zweigen, die sich in meinem Fleecepullover verhakten, hatte sich der Winter noch verschanzt. Aber dann, nach einer Minute ziellos schweifender Blicke zwischen körnigen Eisperlen, habe ich die feinen Halme ausgemacht, die weißen Knospen und schließlich erste Glocken, die an hauchfeinen Stielen ausschwenken. Die Kelche hängen wie mit zarten Muskeln an ihren Stengeln, an biegsamen Hälsen eingelenkt, als wären sie mit einem elastischen Band an die Erde geknüpft. Blumen-Fesseln. Unter Kelchblättern, die wie verschlungene Hände gefaltet sind, drängen sich Blüte und Stiel aus einer durchsichtigen Haut hervor. Um Frost, Kälte und Ödnis zu trotzen, braucht es offenbar das größte Maß an Zerbrechlichkeit und Zartheit.

Ich knie lange in der Grazie der Schneeglöckchen. In dieser bin ich vorläufig gerettet, für die Frist, die man den Blumen noch gestattet, hier zu wachsen. Die Gärten werden gerade planiert. Ein Park ist geplant. Ich knie bei den Blüten und spüre die aufsteigende Taubheit meiner Beine nicht. Von den Kelchblättern perlen kleine und immer kleinere Kristalltröpfchen ab, reflektieren die Ränder, werfen weiße Lichteffekte auf helle Biegungen der zarten Hälse, an denen die Glocken hängen, flackern im fast nicht vorhandenen Wind. Durch die Tauperlen wird jeder hängende Kelch zu einem gläsernen Lüster, unmerklich schwankend über der bodenlosen Schlucht eines weißen Himmels.

Der Frühling ist eine Periode der Rekonvaleszenz, die Endphase einer Krankheit, welche in ihrem Inneren den Keim zum frischen Leben birgt, so wie die Kruste einer Wunde die neue weiche Körperoberfläche schützend verdeckt. Sieht man von nahem hin, so zeigt sich in der Landschaft ein Netz hauchfeiner Sprünge, welche die Dinge durchziehen und durchlaufen, um sie durch die farblose Oberfläche hindurch zu neuem Beginn zerbersten zu lassen. Je länger ich blicke, desto mehr Blüten schei-

nen sich befreit zu haben. Vielleicht geschieht es unsichtbar unter meinen Augen. Die Kelche der Schneeglöckchen bohren sich als harte Spitzen durch feuchtes Laub, dessen Zerfall die Blumen eingehüllt hat.

Jeden Tag kehre ich jetzt in den Leuchtbereich der Schneeglöckchen zurück, an manchen mehrmals. Ich vergewissere mich, dass sie noch da sind. So sehr habe ich das Gefühl, dass in der winzigen Geste der Blumen bereits alles enthalten ist; dass die schlanken Hälse, die grünen Lanzetten der Blätter, das weißeste Weiß der Kelche, das plötzliche Dasein an einem Tag im März, das unweigerlich bevorstehende Verschwinden in den Strudeln des Frühjahrs durch nichts mehr zu ergänzen sind. Was für ein Fest das Leben ist, was für ein dauerndes, rauschendes Fest, mächtig wie das All und zerbrechlich wie ein gesponnener Glasfaden im Wind.

Es ist diese mühelose Kraftverschwendung, die wir Menschen nicht verstehen, diesen zum Zerspringen angespannten Muskel, der nichts fasst als einen Hauch von Licht, und der doch jegliches Tagen in seiner Hand hält. Die Blumen sind angekommen, mit der Geduld der ganzen Schöpfung haben sie das vergangene Jahr über auf diesen Moment gewartet, an dem sie sich dem Licht hingeben können. »Frühlingsnarren« heißen die Schneeglöckchen im Dänischen. Wir sollten uns an ihren schmalen Hals schmiegen und uns von ihm halten lassen, über einem Abgrund von Anmut.

An einem Morgen sind die Blumen fast alle fort. Jemand hat sie mit ihren Zwiebeln ausgegraben. Als ich hinkomme, als ich die Reste aus der Ferne sehe, schießt mir zuerst durch den Kopf: Sie sehen von Weitem doch sehr unscheinbar aus, diese aus der Nähe alles überstrahlenden Lichtinseln. Dann entdecke ich die Löcher. Wildschweine, denke ich zuerst, Wildschweine fressen also auch diese Zwiebeln. Aber dann wird mir klar, dass jemand sie ausgegraben hat. Vorsichtig versuche ich mich an den wenigen verbliebenen Kelchen zu freuen, als wärmte ich mich an einer Streichholzflamme, die jederzeit erlöschen kann.

2. GRUS GRUS

Über mir fünfzehn Kraniche, Metamere der Lebendigkeit. Immer wieder: die ganz kleine Geste, die zugleich das ganz Große ist.

Durch den watteweißen Himmel fliegen Kranichschwärme, als überspannte der Himmel nicht einen Berliner Außenbezirk, sondern die birkenbestandene Ebene Russlands. Vereinzelt Birken ragen auch hier empor, zu zersplitterten Besen aufgefächerte Denkmale einstiger Lebendigkeit, die sich zwischen dem Sand und den